

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 42 (1962-1963)  
**Heft:** 9

**Anhang:** Im Reich der Anden  
**Autor:** Caltofen, Rodolfo

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Im Reich der Anden

RODOLFO CALTOFEN

Sonderbeilage zur Dezembernummer 1962 der «Schweizer Monatshefte»

Abdruck ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. Übersetzungsrechte vorbehalten

# Im Reich der Anden

RODOLFO CALTOFEN

## *Silber und Zinn*

Wenn sich das Flugzeug nach stundenlangem Flug über die Weiten Brasiliens und die Berge Boliviens endlich senkt, liegt La Paz, die Hauptstadt Boliviens, auf unwirtlicher Hochebene, die sich in ockerfarbener Ferne verliert, vor uns.

Um uns erstreckt sich die einsame Puna, die Altiplana von Bolivien, wo die schneebedeckten Gipfel des Illampú, Illimani und Huayna das Bild beherrschen.

In grandioser Anarchie ist La Paz aufgebaut. Das ist ein Auf und Ab an Hängen und Gründen. Welch seltsames Panorama von der Höhe aus!

Einzig ist der von Leben erfüllte Platz Murillo. Perlen kolonialer Architektur einen sich hier mit modernen Großbauten. Steinerne Filigrane entzücken an der Fassade der Kirche von San Francisco. Die kunstvoll angelegten Straßen mit ihrem modernen Leben vertiefen den kuriosen Eindruck dieser neuen Stadt inmitten des Reiches der Kondore.

Bolivien ist vor allem das Imperium des Zinns und die Erinnerung an alte Silberminen.

Potosi überschwemmte einst ganz Spanien mit seinem silbernen Reichtum. Nicht umsonst nannte Karl V. in der Gründungsurkunde von 1545 Potosi die «villa real y noble».

Der Ruhm dieser unwirtlichen Weiten ging über die Welt, als der Indio Huayca an den Hängen des Berges, der wie eine Schildwache die Einsamkeit der Anden hütet, das weiße Metall fand.

Damals begann der Lauf nach dem Silber, das schier unerschöpflich schien. 3 700 000 000.— Pesos hat man an Silber aus den Minen geholt, und die Chronisten sagen, soviel Silber hätten die Spanier geholt, daß man damit eine silberne Brücke von Potosi nach Spanien hätte bauen können.

Es war die Glanzzeit von Potosi — und seine Tragödie. Von goldsüchtigen Konquistadoren auf sturmgepeitschter Höhe erbaut — 4400 m hoch — besitzt es noch heute in seinen Gassen die Wappen alter Adelsgeschlechter, und die Archive bergen Dokumente, die die spanischen Könige ihren Dienern gaben, die ihnen den Reichtum Südamerikas brachten.

Ein Bummel durch die Straßen ist ein Gang durch die koloniale Epoche. Am Ende der Stadt erhebt sich dann der große Berg, der zum Schicksal des Ortes wurde.



Generationen von Indios vergingen in den Eingeweiden des Berges, um das Silber für etliche Herren zu fördern, während die Masse des Volkes im Elend dahinsiechte.

Noch heute lebt dieser Berg auf Medaillen, Briefmarken und in vielen Legenden weiter. Noch immer kündet das Wappen der Stadt:

«Das reiche Potosi bin ich, der Schatz der Welt. Ich bin der König der Berge und auch der Neid aller Könige.»

Von der Stadt der Minen reisen wir zum Zauber des Titicacasees, der Grenze Boliviens und Perus.

In Copacabama, der beliebten Sommerfrische des Landes, herrscht reges Leben. Jung und alt, reich und arm tanzt fröhlich den Huayno im weißen Licht des Mondes vor der wundervollen Fassade der Kathedrale der «Virgen von Copacabama».

Spanische und Aymaraworte mischen sich in den Liedern, was ihnen einen seltsamen Ausdruck gibt. Der spanische Einschlag bestimmt heute die Form, doch das Gefühl wird noch immer vom indianischen Herzen geleitet.

Das indianische Herz, das noch immer den glanzvollen Zeiten nachträumt, wovon beredten Ausdruck die Poesie von Perus großem Lyriker José Santos Chocano gibt:

«Wer weiß es!  
Indio, der du mühsam ackerst  
die Felder, die andern gehören,  
weißt du nicht, daß dir sie müssen  
sein, des Blutes und des Schweißes wegen?  
Weißt du nicht, daß freche Habsucht  
vor Jahrhunderten sie dir nahm?  
Weißt du nicht, daß du ihr Besitzer bist?»

Indio mit deiner düstren Stirn  
und den Augen ohne Glanz,  
welch Gedanke verbirgt wohl  
sich hinter deiner rätselhaften Miene?»

#### *Im Reich der Inkas*

«Jene nie von Menschen betretene,  
noch von Tieren oder Vögeln,  
unzugängliche Schneegipfel der Anden,  
die von Santa Maria sich dehnen  
bis zur Straße des Magalhanes,  
die die Indios ‚ritisy‘, das  
heißt ‚Schneeband‘ nennen. . . »

An Garcilaso de la Vega mußte ich denken, während uns das Flugzeug dem Reich der Inkas entgegentrug.

Fliegen — schweben über Land und Wolken, fern der Hast der Welt, ganz umspinnen vom blauen Ozean sonnenüberfluteter Wolken. Tief unten weite Flächen; winzigklein dann und wann menschliche Siedlungen, die man durch ein Wolkenfenster erhascht. Linien ab und zu, die Straßen andeuten oder auch Flußläufe. Zauberhaft alles, und doch wird die Technik, die uns diese Wunderschau ermöglichte, sie bald wieder vernichten, wenn in einigen Jahren die Menschen in fensterlosen Raketenflugzeugen von einem Punkt der Erde zum andern geschleudert werden.

Noch aber freuen wir uns der Erhabenheit des Fluges, über diesen unbegrenzten Blick auf Savannen und hohe Berggipfel, als uns das Flugzeug der Branic, einst ein deutsches Unternehmen — über die ungeheuren Weiten Brasiliens den Anden und dem Land der Inkas entgegenträgt. In schwindelnden Kurven umkreist das Flugzeug die Schneegipfel und Vulkane. Tief unter uns der sagenumspinnene Titicacasee, Grenze von Bolivien und Peru.

Weit erstreckt sich die blaue Wasserfläche dieses Hochlandsees, der fast vierzehnmal größer als der Bodensee ist. In violetter Schleier verlieren sich die Umrisse seiner Küste. Ringsum drohen die steilen Gipfel der «Weißen Cordillere».

Gleich wie ihre Ahnen gleiten die Indios noch immer in ihren Pirogen, aus der Faser «Tortora» gefertigten Booten, über die Wasser. Ab und zu tauchen auch «urios» auf, Flöße aus der gleichen Faser hergestellt, auf denen Indios ihre Hütten errichteten. Gleich wie in China treiben sie in ihren schwimmenden Heimen über das Wasser.

Nah bei Guaqui zeugen die Ruinen von Tiohuanaco von der hohen Kultur eines Volkes, das vor den Inkas die Gegend bewohnte. Aus den Fluten scheinen noch immer Manco Capac und Mama Ocllo aufzutauchen, die nach altem Inkaglauben die Gründer des Inkareiches sind. Und noch immer haben die Indios ihre alten Bräuche bewahrt und tanzen ihre alten Tänze; noch immer sprechen sie wie ihre Ahnen je nach der Gegend das Quechua oder das Aymara, indes das Spanische für sie nur die Amtssprache ist.

Schwierig und doch einzigartig ist für mich die Autofahrt ins Herz des alten Inkareiches, nach Cuzco. Auf den rauen Punahochflächen tummeln sich noch Vicuñas, und Hirten hüten mit ihren struppigen Hunden große Schafherden, die erschreckt vor dem Lärm der Autos fliehen. Hoch oben im Äther kreist majestätisch ein Kondor, indes in der Ferne die Gletscher des Vulkans Huancaramo funkeln.

Melodisch klingen die Lieder, die die Hirten auf ihren einfachen Rohrpfifen, den Queñas, spielen.

«La Raya» auf 4314 m Höhe ist die Wasserscheide. Ostwärts fließen alle Wasser dem Amazonas zu, westwärts eilen sie zum Stillen Ozean. Cuzco

erscheint, die Stadt, in der zwei Kulturen, zwei Welten aufeinanderstießen. Noch immer zeugen die Ruinen der alten Bauten von einer Kultur, die einem in Stein gemeißelten Traum gleicht.

Die spanischen Eroberer errichteten darüber oder daneben ihre Kirchen und profanen Bauwerke. Schätze alter vorspanischer Zeit und Perlen spanischer Kunst häufen sich hier auf engstem Raume.

Welch eindrucksvolle Wucht verraten die Bauten der Vorinkazeit, die die gewaltigen Erdbeben überdauerten, während die neuen Konstruktionen wie Papphäuser zusammenfielen. In allen Gassen kann man Zeugen der alten Kultur antreffen. Im Museum der Bibliothek bewundern wir herrliche Keramiken jener früheren Zeiten. Idole aus Gold, Silber oder Kupfer. Auch «canastas funerarias» sind da, Mumien, deren Stellung anzeigt, daß sie lebend begraben wurden.

Aus Cuzco stammt auch der größte der Kreolen der Frühepoche, der in sich bewußt das alte Inkaerbe trägt, dem er in spanischer Sprache, von spanischem Geist beeinflußt, Ausdruck gibt.

Garcilaso de la Vega ist ein Kind dieser Stadt, wo er am 8. April 1539 — 8 Jahre nach der Eroberung Perus durch Pizarro — als Sohn des spanischen Hauptmanns Garcilaso de la Vega und Palla Chipu Oclloos, der Enkelin des Inkafürsten Tupac Inca Yupanqui, geboren wurde.

Mit 21 Jahren schiffte er sich nach Spanien ein und kehrte nie mehr zurück. Um 1580 zog er sich in die Stille Andalusiens zurück, um nach langen Studien Priester zu werden. In Cordoba stirbt er am 22. April 1616. Sein Hauptwerk sind die «Comentarios Reales», ein ausdrucksvolles Gemälde der Geschichte des Inkareiches, seiner Bräuche und Gesetze und dessen Untergang vor dem Ansturm der spanischen Kolonnen.

Es ist der erste Ruf amerikanischer Erde. Ein Kreole spricht das erste Mal, ein Mensch der neuen Generation, geboren aus spanischem und indianischem Blute. Er spricht von seiner Heimat, von seinen Menschen, von denen in unsrer Zeit Perus großer Lyriker José Santos Chocano so beredten Ausdruck gab:

«O alte, geheimnisvolle Rasse,  
mit dem unergründlichen Herz,  
die freudlos schaut die Fröhlichkeit,  
und ohne Leid auch schaut den Schmerz.  
Du warst erhaben wie die Anden,  
das Große Meer und die Sonne!  
Diese deine Haltung, die scheint  
nur feige Resignation,  
ist die Gleichmut des Weisen  
und ein Stolz ohne jede Hochmut.»

In allen Bergdörfern singt man noch immer die alten Melodien, zu denen man beim Feste tanzt. Überrascht waren ja einst die Spanier, als sie im ganzen Lande die Arbeiter und Lastträger im Rhythmus ihrer Arbeit singen hörten.

Muliza, Pasadilla und Wayno heißen die Tänze. Muliza ist ein langsam abgemessener Tanz, ganz dem Wort und dem Rhythmus angepaßt. Sicher stammt er vom «jarawi» der Inkas, den die melodische Stimme der Flöte begleitete. Mulizas sangen die Lastträger auf den langen, mühseligen Wanderungen über die Berge.

Pasadilla ist, wie der Name sagt, ein Tanz, bei dem man durch die Dorfgassen tanzte und sang, um irgendein Ereignis zu feiern. Geigen und Gitarren begleiteten dabei die Tänzer.

Wayno bedeutet in Aymara «Jubel». Mit dem Wayno auf den Lippen ertrugen die Krieger der Inkaheere die langen Märsche. Im Wayno klingt die innere Stimme der Rasse auf. Summt ein Bergler leise vor sich hin, so ist's gewiß die Modulation eines Wayno.

Tausend Kilometer sind es von den Bergen bis zur neuen Hauptstadt des Landes, bis nach Lima, an der Küste des Pazifik gelegen.

Ehe man ein Flugzeug der Gesellschaft Faucett nimmt, das einen in nur zwei Stunden von 3300 m Höhe hinab zur Küste trägt, locken noch die Ruinen von Machu Picchu, der alten Inkafestung, die gegen das Flachland liegt. 110 Kilometer von Cuzco ist Machu Picchu, die Alpenfestung der Inkas, die sich auf einem Berggipfel, steil über dem Tal des Urubamba, erhebt. Es ist ein Granitfels, auf dem mehr als 200 aus Granitblöcken erbaute Bauwerke stehen. Paläste, Tempel, Bäder. Mehr als hundert Treppen, große und kleine, verbinden die Bauwerke dieser Stadt. Jeder Fußbreit Erde auf diesem Fels wurde mit Mais oder Papa bepflanzt, um die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen.

Im Flug nach Lima erhaschen wir kurz einen Blick auf Ayacucho, wo einst der Entscheidungskampf gegen die Spanier ausgefochten wurde. Fruchtbare Regionen wechseln mit Ödflächen und steinigen Hängen, die nur Ziegen Nahrung bieten.

Lima.

Erstes Abenddunkel legte sich über den Flughafen, als uns Polizei und Zoll liebenswürdig empfingen. Schon aber stand ein Herr vor mir, der sich als Vertreter des Hotels Crillon vorstellte, um alle Formalitäten raschestens zu regeln.

«Sicher ein Bayer», flüsterte ich meiner Frau zu. «Erraten», bekräftigte er, der es gehört hat, meine Meinung, und wir nahmen das erste Exportbier, um Lima zu begrüßen.

Die Fahrt zur Stadt zeigte so recht den altspanischen Charakter dieser einstigen Residenz spanischer Vizekönige. Allerdings hat in den Außenbezirken die moderne Zeit ihren Einzug gehalten, wogegen sich die alten Limenser noch immer wehren. Doch der Modernismus ist wohl an keinem Punkt der Welt mehr aufzuhalten.

Welche Überraschung, als im Hotel Crillon schon Freund Peñaloza wartete, den ich vor Jahren zuletzt in Paris sah, als er als Senatsvorsitzender durch Europa reiste. Mit echt peruanischer Gastfreundschaft hatte er schon ein Programm für unsere Tage in Lima entworfen, selbst eine Audienz beim Präsidenten des Staates war vorgesehen.

Ein erster Abendbummel führte mich sofort in den Rincon Toni, gegenüber dem Crillon, wo ein Luzerner seinen Schweizer Landsleuten heimische Gerichte bereitete.

Früh am nächsten Tag holte mich der Wagen von Freund Peñaloza ab. Er hatte ein Frühstück in «Los Condores», einer Wochenendsiedlung reicher Familien 40 Kilometer vor Lima, organisiert, um mich Abgeordneten, Presseleuten und Schriftstellern vorzustellen.

Ein anregender Tag, draußen im funkelnden Sonnenloch, während in Lima graue Nebel den Himmel bedeckten. «Klub der Millionäre» nennt der Volksmund diese Siedlung bezaubernder Chalets mit einem eleganten Klubhaus und großem Schwimmbad.

Wirklich ein Kontrast zu der Armut in den umherliegenden Dörfern. Und Luz, die reizende Gattin Peñalozas, fühlte sicher den Gegensatz und suchte meine Aufmerksamkeit soviel als möglich abzulenken, wenn wir an den Baracken vorbeikamen, die, wie überall in Südamerika, ein Ansatzpunkt der kommunistischen Propaganda sind.

Die kirchliche Hierarchie hat bisher kaum die Aufgabe erkannt, die hier zu lösen ist, um die sozialen Spannungen zu mildern. Reich und arm, Besitzer und Diener, alles ist noch in patriarchalischen Anschauungen befangen. Doch die Industrialisierung schreitet unaufhaltsam vorwärts und zerstört dieses Idyll. Schon sind die Bergarbeiter und die Arbeiter in den Petroleumwerken erwacht und fordern soziale Höherstellung. Die Studenten, wie überall in diesen Ländern, schließen sich diesen Forderungen an. Sie wissen, die Zukunft ihrer Heimat liegt in einer sozialgehobenen Masse, die allein die Industrialisierung durchführen kann.

Alle finanziellen Entwicklungshilfen gehen am Hauptproblem vorbei: dem starken Gegensatz zwischen arm und reich. Eine winzige Schicht reichster Menschen steht einer in unbeschreiblichem Elend dahinvegetierenden Masse gegenüber.

Will man den Reichtum dieser Länder wirklich erschließen, so braucht man eine geschulte Arbeiterklasse. Das heißt Schulen und nochmals Schulen — vor allem Volksschulen draußen im Lande. Wenn die Unesco Professoren und Wissenschaftler hinausschickt, so ist dies sicher wichtig, um zukünftige Möglichkeiten zu erkunden. Das Kernproblem aber bleibt ungelöst.

Wie oft sah ich in den Straßen der Hauptstadt — ganz zu schweigen von den Provinzstädten — arme Frauen mit ihren vor Kälte zitternden Kindern vor Luxusläden kauern, wo sie des Nachts feingeschnitzte Holzarbeiten ihrer



Männer demütig den Passanten anboten, um sich wenigstens ein kärgliches Mahl zu verdienen. Meist eine Suppe aus schwarzen Bohnen oder eine Art Maisbrei.

Zufrieden sind die Indios, die bei irgendeiner Familie als Dienstboten untergekommen sind. Sie haben wenigstens ein Dach über dem Kopf, wenn sie auch meist in ihre Decken gehüllt auf dem nackten Fußboden schlafen müssen.

Oft sprachen wir mit Ernesto More, einem Abgeordneten der konservativen Regierungspartei, über diese sozialen Probleme. More, der lange Jahre in Paris in der Verbannung gelebt hat, zusammen mit dem arm und krank in Paris verstorbenen großen sozialen Dichter Perus Cesar Vallejo, erkennt deutlich die Notwendigkeiten seines Landes. Eine ausgedehnte Reise durch China hat ihm erneut gezeigt, daß die Wurzeln aller rebellischen Strömungen allein die sozialen Nöte sind. Mit Polizei kann man auch in Südamerika nur noch eine Zeitlang regieren.

Die sozialen Spannungen haben auch die Jugend erfaßt, die sich für die Lösung Europas interessiert und dabei vor allem an Rußland denkt. Ich konnte dies so recht erkennen, als ich im nationalen Presseklub, der mich sofort zu einem Vortrag einlud, Mitteleuropa von heute schilderte.

Die Diskussion drehte sich fast ausschließlich um die sozialen Fragen Europas, welchen Einfluß die junge Generation auf die politische und wirtschaftliche Gestaltung in Deutschland und Frankreich hat, wie man zu Rußland und seinen Satellitenstaaten stehe. Berlin und die deutsche Spaltung fand keinerlei Interesse, das wurde als rein europäische Angelegenheit abgetan. Viel wichtiger waren den Teilnehmern die Algerienprobleme.

Es war herrlich zu sehen, wie diese Jugend selbst gefährlichen Problemen nicht aus dem Wege ging.

Diese starke politisch-soziale Anteilnahme hat aber diese Jugend nicht zu Greisen gemacht. Das sahen wir am nächsten Abend, den wir mit Freund More und dem Advokaten Gaudet, einem früheren Minister, in einem verschwiegene Gartenlokal verbrachten. Nach dem echt peruanischen Essen, bei dem auch die schwarzen Bohnen nicht fehlten, tanzten More und Gaudet mit seinen 70 Jahren eine feurige Marinera, zu der die Jugend im Lokal begeistert Beifall klatschte.

Ich ging wieder durch die ehrwürdigen Hallen von San Marcus, der Universität, wo gerade Madariaga, der große spanische Forscher und heftige Gegner jeder Diktatur, auch der Francos, gesprochen hatte. Vor der Universität stehen Bücherständer, wo man allerlei gute vergriffene Werke finden kann. Hier sollte mir unsre deutsche Vergangenheit leidvoll vor Augen geführt werden. Überall gab es Exemplare von Hitlers «Mein Kampf» in spanisch zu kaufen, und gar nicht etwa so billig, wie man vermuten möchte.

In einem Torbogen traf ich auf einen Buchhändler, der mir dann seine Briefkollektion stolz zeigte, die allerlei berühmte Namen aufwies. Sein Stolz

war eine ganze Sammlung von Briefen von dem in Paris verstorbenen großen peruanischen Diplomaten und Dichter Garcia Calderon. Der Buchhändler lud mich auch ein, einmal zu einem der Montagabende zu kommen, die er in seinem Hinterladen veranstaltete, wo junge Menschen zu den Problemen unsrer Tage Stellung nahmen.

Das war ein rechter Gegensatz zum «Club Mercantil», dem Klub der Großgrundbesitzer und Bankiers, wo Frauen der Zutritt versagt ist. Freund Peñaloza führte mich dort ein, und ich war wirklich erstaunt, wie viele Zeitungen und Zeitschriften aus der ganzen Welt abonniert waren und für die Mitglieder auflagen.

Im Klub war es auch, wo das Gespräch auf die Umgestaltung Limas kam. Zwei Parteien standen sich erbittert gegenüber. Die einen wollten das alte Lima erhalten wissen, während die andern mit der Modernisierung einverstanden waren.

Immer mehr Straßenzüge zerbrechen das alte, von den Spaniern geschaffene einheitliche Stadtbild. Noch besteht ein Kern um die Plaza de Armas, wo sich die Kathedrale gegenüber dem Rathaus erhebt, von dessen Balkon am 28. Juli 1821 San Martin die Unabhängigkeit des Landes erklärte. Zwischen beiden Bauten liegt der ehemalige Palast des Vizekönigs, heute Präsidentensitz. In seinem Hof wird noch immer der einst von Pizarro gepflanzte Feigenbaum durch einen besonders dafür angestellten Agronomen gehegt, der jedes Jahr dem alten Stamm neue Äste aufpfropft. Von seinem Reiterstandbild auf einem kleinen Platz neben dem Rathaus schaut Pizarro diesem Tun vergnügt zu.

Im Palaste, dessen Zutritt mir Kollege Macera von der großen konservativen Zeitung «El Comercio» liebenswürdigerweise verschaffte, künden große Wandgemälde die Eroberung Perus durch Pizarro und den Untergang des alten Inkareiches.

Inkareich. Von dessen hoher Kultur das Museum in Lima zeugt. Wie auch von der Kultur der Inkavorgänger. Den Reichtum dieses Museums zu schildern ist unmöglich. Im Gedächtnis sind mir nur einige Bilder geblieben. Da sieht man Schädel, an denen die alten Inkaärzte Gehirntrepanationen mit den primitiven Steinwerkzeugen erfolgreich vornahmen. Daß es möglich ist, bewies in den letzten Jahren ein amerikanischer Arzt, der mit gleichen Instrumenten Gehirnoperationen machte.

Da sieht man Inkamumien mit gekreuzten Armen und Beinen. Die Leichen wurden nach dem Tode in heißes Wasser gesetzt, um die vorgeschriebene Totenstellung «ausrichten» zu können.

Bilder zeigen, daß die Inkas als Strafe für Vergewaltigungen den Verbrecher nackt mit auf dem Rücken gefesselten Händen in die Einöde jagten. Geknotete Schnüre sind da, deren einzelne Knoten immer eine neue, genaue Nachricht darstellten, die von Läufern in einem fast unbeschreiblichen Tempo von einem Ende des Inkareiches zum andern übermittelt wurden.

Reich der Inkas. Das zeigte uns auch Freund More auf weiten Fahrten in die nähere und weitere Umgegend Limas. Da hat ein Arzt, Dr. Jimenez, aus echter archäologischer Begeisterung, mit eignen Händen die Ruine Puruchucu ausgegraben und sogar die Innenräume zum Teil wieder in der alten Form ausgestattet, um ein anschauliches Bild der vergangenen Zeiten zu geben. Daß auf den Weiden ringsum auch noch Lamas und Vicuñas ausgesetzt wurden, erhöhte den Zauber dieses Bildes.

Pachacamac ist die Ruine eines der größten Inka-Heiligtümer, in dessen Sonnentempel die schönsten Töchter der Edlen des Landes als «mamaconas», als Jungfrauen, dem Sonnengott dienten. Weh ihnen, wenn sie sich vergingen! Sie ebenso wie der Mann wurden getötet oder lebendig begraben. Der Tempel sah die größten Wallfahrten im Inkareich, und die Kinder des Landes beteten hier zum Sonnengott:

Qollanan!	Großer!
Sinchi!	Starker!
Tukuy-atipap!	Allmächtiger!
Yuyay-chinskay allin	Unendlich Gütiger,
Pacha-Kamaq!	Gott Schöpfer
Liplleq'aqyaq q'aqchaq!	der Strahlen, Blitze und des Donners!

Vergangenheit und Gegenwart, allerorten mischen sie sich in diesem Lande. Juana Gonzalez, eine junge Mulattin, die die Kostüme für das Nationaltheater entwirft, begleitet uns nach San Isidro. Ganz erstaunt stehen wir vor der «Casa de Tradicion», die sich der Rechtsanwalt Revaredo erbaute. Darin ist das alte spanische Vizekönigtum lebendig. Das große, im Kolonialstil erbaute Haus ist ein einzigartiges Museum. Alte Kandelaber beleuchten die Innenräume und die Höfe. Alte Azulejos bekleiden die Wände. Und im Hof stehen alte Kutschen, mit denen einst die spanischen Granden vierspännig durch Lima fuhren.

Es sind die Zeiten, da Humboldt im Lande weilte, dessen Andenken noch immer gefeiert wird. Deutsche haben ja immer wieder einen starken Anteil am wissenschaftlichen Leben des Landes gehabt. Da denken wir an die Archäologen Tschudi, Baesler und Uhle, an den Inkaforscher Trinbron, an die Geographen Troll und Sieveres, an die Geologen Steinmann und Gerd, an den Botaniker Weberbauer, um nur einige zu nennen. Unendlich ließe sich die Reihe fortsetzen. Gerade in letzter Zeit hat wieder Dr. Schweigger ein Standardwerk mit seiner «Westküste Südamerikas» geschaffen.

Deutsche Wissenschaftler sind daher hier ein Plus für die deutschen Beziehungen. In diesen Monaten sind wieder deutsche Gelehrte mit dem Mantaroprojekt, einem Ausbau großer Kraftwerke, beschäftigt.

Peñalozas Sohn, der als Techniker in der Schweiz studiert hat, erzählte mir davon, während wir die Avenida Arequipa hinunterbummelten. Alle Klein-



taxis fahren an uns vorbei. Neben den großen, immer übervollen Autobussen kennt man in Lima kleine Wagen, die vier bis sechs Personen aufnehmen. Man klatscht in die Hände, der Fahrer streckt die Hand heraus, wenn er bereit ist, einen weiteren Gast mitzunehmen. Der Preis ist gegenüber den Taxis eine Kleinigkeit. Strecken, für die ich im Taxi 20 Soles bezahlte, kosteten in diesen Kleinbussen zwei bis drei Soles.

An einem unsrer Tage in Lima erwartete uns im Haus des Kollegen Macera ein Bankett. Die liebenswürdige Gattin des Kollegen, deren Eltern einst aus Rußland kamen, hatte alle Lieblingsspeisen des Peruaners auf den Tisch gebracht. Es war mehr ein Nippen von all den schönen Dingen, die die Tafel überluden. Lautlos bedienten die indianischen Diener am Tisch, indes Macera aus seinem Leben als Journalist und Diplomat erzählte und ein Bild der vielen Wirren im politischen Leben des Landes vor unsern Augen erstand.

Wir hatten vorher Blumen eingekauft in einem kleinen Laden neben unserm Hotel. Der Besitzer war ein Spanier, der uns stolz einen Topf mit Erde zeigte, den er sich von seiner Schwester hatte schicken lassen: «Erde von Franco.»

Wenige Schritte entfernt ist ein kleines italienisches Restaurant, in dem uns ein eleganter Ober bediente, der stolz sagte: «Ich bin portugiesischer Oberst. Aber ich verzichte darauf, einer Diktatur zu dienen.»

Kontraste also auch hier, fern von Europa. Die Welt ist so klein geworden.

Einsam ist die Weiterreise entlang der Küste Perus. Meilenweit, soweit das Auge reicht, dehnen sich Sanddünen, ohne irgendeinen Hauch von Grün. In dieser Verlassenheit, über die die Sonne brennt, liegt der kleine Hafen «La Cruz», wo sich einst Pizarro ausschiffte, das gewaltige Inkareich zu erobern. Nur hier kann man ganz das Wagnis ermessen, das die kleine Schar von Abenteurern auf sich nahm.

Bei Mancora ragen schlanke Türme auf, die vom Erdölzentrum Zeugnis ablegen, dessen Zentrale in El Alto liegt. Bis dahin führen von Lima glänzend asphaltierte Autostraßen.

Südlich von Loja senken sich die Anden in einer steinernen Oktave bis zum Meer, und die tropische Küste Ecuadors hebt sich in einem unvergleichlichen Kontrast von den schneebedeckten Gipfeln im Hintergrund ab.

Im kleinen Café des Grenzortes traf ich noch einen Gewerkschaftler, der von einem Kongreß in Lima heimkam. Eifrig diskutierte er mit mir über den großen Wunsch aller Peruaner, für die Freiheit das Wort ist, das begeistert. In allen Dichtungen taucht es auf. Beredten Ausdruck gab ihm Cesar Vallejo in seinen «Poemas humanas»:

«Kämpfen für alle, und kämpfen,  
daß jeder menschlich werde,  
daß die Herren menschlich werden,  
daß die ganze Welt menschlich werde...»

## *Im Banne des Chimborazo*

«Einstmals dehnten und streckten sich die Anden, um ihren steinernen Gliedern eine neue Lage zu geben», erzählt die Legende. «Als die Ruhe wiederkehrte, beherrschte ein funkelnder Riese den Kontinent. Der Chimborazo oder Urcu-Racu, wie die Indios ihn als männliche Gottheit benannten. Sein feuriges Herz entbrannte in Liebe zu Tungurahua, der hilfreichen Göttin. In einer sturmgepeitschten Nacht, als überall Blitze zuckten und der Donner grollte, sah man an seinen Hängen plötzlich indianische Hirten, die den Göttern ihre Herden als Opfer brachten.»

In einsamer Größe stand der Berg da, als der Inka Tupac Yucanqui das Land überfiel, wie auch zu den Zeiten Huana Copacs und Pacchas. Als mit dem Inka Ruainahui, dem großen Helden Ecuadors, die Freiheit entchwand, weinte er...

Es kamen die Weißen, und das Antlitz des Landes änderte sich, doch das Feuer des Berges glühte weiter in den Herzen seiner Kinder. Für Freiheit und Unabhängigkeit erhoben sich die Mestizen.

Der Berg wurde so Symbol im Wappen des Landes, er wurde zum Symbol Ecuadors.

Der Chimborazo ist die Geschichte Ecuadors. In seinem Bann haben alle großen nationalen Ereignisse stattgefunden. Sonnenlicht gleißt über seine Gletscher. Ewiger Schnee funkelt an seinen Hängen, wo man den Paß von Huaylas ahnt, wo einst Bolivar sein «Delirio» schrieb.

Wo man sich auch befindet, in Quito, Ambato oder Riobamba, überall ragt seine gewaltige Höhe auf. Unberührt, majestätisch, von Legenden umwittert.

«Vom ewig grünen Quito» sang einst Garcilaso de la Vega, und noch immer feiert Ecuadors Hauptstadt im Oktober das Fest des Schutzpatrons San Francisco.

Der Regen peitscht in den Oktobertagen durch die Gassen der Stadt. Alle Wege sind mit weißem Hagel erfüllt. Die Menschen eilen zum Tempel, sie lauschen den Klängen der Orgel oder wandern durch die weiten Kirchenhallen, um die Meisterwerke Miguel de Santiagos, Murillos oder Grecos zu bewundern.

Gewaltig ist die Kathedrale, die 1537—1660 erbaut, der italienischen Renaissance den Weg nach Amerika öffnete. Fray Rique, ein Flame, begann den Bau — es ist der gleiche Priester, der im Lande den Anbau des Korns einführte. Die Kosten waren so groß, daß Karl V. im Escorial oft seufzte: «Ich schaue zum Himmel, ob ich nicht schon die Türme von San Francisco de Quito sehen kann. Der Bau hat soviel Geld verschlungen, daß sie eigentlich in den Himmel reichen müßten!»

In der Dominikanerkirche weckt noch immer das Gemälde eines gewissen Mateo Maxio allerlei Fragen. Diese «Auferstehung Christi» scheint die alte

Zeit der Inkaherrschaft wachzurufen. In ihr leuchtet die Rebellion des Indios, der die Herrschaft der weißen Eindringlinge ablehnt, was auf die indianische Abstammung des Malers hindeutet. Die Komposition ähnelt einer lyrischen Plastik, in der sich der Geist der Renaissance mit gotischen Einflüssen verbindet.

Die «Stadt der Gärten» ist Ambato, das ganz in das Aroma der Blüten und Früchte eingehüllt ist. Neben der Majestät des Chimborazo funkeln über dem Städtchen die Gipfel der Vulkane Tungurahua und Carihuirazo.

Einen stimmungsvollen Akkord bildet das Auf und Ab der Häuser an den Hängen. Die Gärten gleichen grünen Noten, die auf- und abwärts steigen und fallen. In all den steilen Treppengassen flutet reges Leben. Esel mit Holzkohle, Indios mit selbstgemachten Tonwaren, Kinder, die lärmend umhertollen. Aus den Gärten klingt das fröhliche Trillern der Vögel, und die Stimmen der Händler schallen vom Markt.

Nah ist hier der Zugang zum dunklen Reich des Amazonas. Chambó und Patate vereinen sich nah bei Ambato zum Pastaro, einem der riesigen Zuströme des Amazonas. In gewaltigem Engpaß brausen die Wasser dahin, und in dem kleinen Thermalbad Baños künden in der Kapelle Wandmalereien von den Wundern, die die Virgen Agua Santa vollbrachte.

Im großen Katarakt El Agoyan durchbricht der Pastazo die östliche Andenkette, um ins Gebiet der «grünen Hölle» einzutreten, zu deren Enträtselung viele Forscher und Missionare ihr Leben geopfert haben.

Es ist eine stets im Gebären begriffene Welt, die erst am Atlantik ihr Ende findet.

Ecuador aber wäre nicht Ecuador, gedächte man nicht der wilden Musik der Marimba.

Nah der tropischen Küste, in sengender Glut, träumt das Städtchen Santo Domingo, wo die Indios «los colorados» leben. Colorados heißen sie, weil sich die Männer ihre Haare mit einer zähen Salbe aus wildem Ruku und Baumharz einreiben. Die Haare werden dadurch rot und ganz steif.

Nah dem Ort beginnt die Esmeralda schiffbar zu werden. Das Boot gleitet zwischen Urwald dahin, aus dem das Kreischen der Affen tönt. Fliegende Fische klatschen dann und wann aufs Wasser. Je näher man Esmeralda kommt, desto belebter wird der Fluß. Wo sich die Wellen des Flusses mit dem Blau des Pazifik vereinen, liegt der Hafen Esmeralda, die Negerstadt Ecuadors.

Tropische Glut brennt, und die Musik, die überall erschallt, scheint nur den Taumel zu verstärken. Kommt der Abend, so lockt im Barrio caliente, dem Negerviertel, der Zauber der Marimba, die aus Guadiarohr und helltönenden Hölzern gefertigt wird. Historische Erinnerung. Als Pedro de Alvarado den Ort gründete, waren in seiner Schar auch Quetschua-Indios, die ihre Marimba aus Peru mitbrachten. Die Negerklaven fanden später das alte Instrument vor und paßten es ihren einfachen Rhythmen an, um sie mit dem abgemessenen Ton der Trommeln zu begleiten. Diese Bindung der Instru-

mente schuf in Esmeralda eine Musik, in der feurige Wildheit und leise Melancholie zusammenklingen.

Kontraste, wie wir sie überall in diesen Ländern treffen, deren Seele Gabriela Mistral so schönen Ausdruck gab:

«Berge der Anden,  
ruhende Mutter und Mutter, die wandert,  
die uns Kinder bezaubert  
und vergehen läßt, wenn sie uns fehlt...»

### *Land zwischen zwei Meeren*

Da sind wir nun auf Bogotas Flugplatz, 2600 m über dem Meere. Wie melancholisch ist diese Landschaft, in der sich unter einem ewig bleichen Himmel Kolumbiens Hauptstadt erstreckt. Über die weite Hochebene liegt der Staub uralter Kulturen verstreut. Alles lädt zu einem besinnlichen Leben ein. Keine grelle Farbe grüßt uns in diesen Andenhöhen. Kein Wunder, daß Asuncion Silva der Sänger einer Innerlichkeit geworden ist, in der ein tiefer Skeptizismus mitschwingt. Niemand hat so klar das Bild Bogotas, heute eine der modernsten Städte Südamerikas, gezeichnet:

«Dämmrig das Licht... düster der Tag...  
Feiner Regen fällt und netzt  
mit seinen scharfen Fäden die einsam kalte Stadt,  
und über alles wirft eine dunkle, unbekannte Hand  
den schwarzen Schleier tiefer Melancholie.  
Und niemand gibt's, der nicht in sich geht,  
wenn er die grauen Nebel dieser düstren Atmosphäre schaut...»

Das erinnert an Edgar Poe und ist doch nur ein exaktes Gemälde jener Hochebene, wo einst große Kulturen blühten, lange, ehe europäische Eroberer kamen.

Die unendlichen Weiten verführen zu lyrischen Stimmungen. Kann es da Wunder nehmen, wenn jeder Kolumbianer Gedichte in seiner Tasche trägt?

Welch Zauber aber strahlt doch wieder von dieser Stadt auf unwirtlicher Hochebene aus! Modernes mischt sich mit altspanischem Charakter. Legenden leben auf aus der Zeit, als die Llaneros über die Savannen sausten, das spanische Joch abzuschütteln.

Die lauten Rufe der Chauffeure reißen mich aus meinen Träumen. Ich suche ein Taxi. Doch schon gewitzt, frage ich den Fahrer zuerst nach dem Preis. Wir einigen uns auf 10 Pesos. Als der Wagen anfährt, sehe ich: der Taxameter geht nicht.

«Oh», lächelt mich der Fahrer freundlich an, «der Zähler ist etwas krank.» «Was soll das heißen: krank?» — «Ja, Señor, er ist eben krank. Er geht nicht.» — «Na schön, aber es bleibt wie ausgemacht bei 10 Pesos!» — «Aber gewiß doch, Señor.»

Als wir vor dem Hotel Tequendama ankommen, fordert der Fahrer 20 Pesos: der Weg sei so schlecht, seine Frau sei krank, die Gringos bezahlten immer diesen Preis.

Die Diskussion schien sich ins Unendliche zu ziehen, da nahte ein Polizist und fragte mich, was ich bezahlt habe. Man wünsche in Bogota keine Übervorteilung der Ausländer.

Die Portiers des Hotels, galoniert wie Generäle, standen schon bereit. Der eine öffnete die Türe, ein zweiter ergriff meine Kopfer, andere geleiteten mich zum Empfangsbüro.

Die Formalitäten erledigt, bummle ich durch die Stadt. Den spanischen Charakter dieser am 6. August 1538 von Jimenez de Quesada unter dem Namen Santa Fé gegründeten Stadt bezeugen noch heute die einstöckigen Häuser der Nebenstraßen mit ihren Gittern vor den Fenstern. Welch ein Gegensatz dazu die Wolkenkratzer der Hauptstraßen.

Ich gehe zur Post, erwarte ich doch einen wichtigen Brief aus Mexiko. Sie ist bereits geschlossen, nur die Scheuerfrauen sind in den Hallen eifrig bei der Arbeit. Zum Glück treffe ich einen Beamten, dem ich mein Leid klage. Er erklärt mir, kein Recht zu haben, den Raum seines Kollegen betreten zu dürfen, doch fände ich an den Wänden Listen angeschlagen, wo alle vom Ausland eingegangene Post der letzten Monate verzeichnet sei. Fünfmal finde ich meinen Namen. Erneut betone ich dem Beamten gegenüber, wie dringlich für mich diese Post ist. Eifrig sucht er nach einem Verantwortlichen, und nach einiger Zeit habe ich meine Post in Händen. Dankbar sage ich ihm, ich würde glücklich sein, einem Kolumbianer einmal in Europa gefällig sein zu können. Über aller Gesichter leuchtet da die helle Freude. Man klopf mir auf die Schulter: «Señor, kommen Sie so oft wie möglich nach Kolumbien. Wir erwarten Sie, alle Fremden, Sie werden uns stets dienstbereit finden.»

Zufrieden bummle ich nun durch die Straßen, werfe da und dort einen Blick in die Schaufenster und habe meine Freude an den alten Kirchen, die mit dem Kolonialstil noch an vergangene Zeiten in dem modernen Bogota erinnern.

Inmitten der Stadt breitet sich ein Park aus, der sich bis an die Hänge des Montserrat hinzieht. Erinnerungen an Kolumbiens große Zeit ist hier das Landhaus, das Bolivar bewohnte, und nicht weit davon ist unsre Zeit lebendig und der deutsche Name mit der riesigen Brauerei «Germania».

Heute, am Sonntag, sind auf den Wiesen ringsum kleine und große Buden aufgebaut, in denen Indianerfrauen auf brennenden Eichenklötzen Suppe, Fleisch und Würste richten. Brot und Bier und vielerlei Fruchtsäfte, auch Coca-



Cola fehlt natürlich nicht, gibt's in reichen Mengen. Die Alten genießen noch immer ihren Chicha. Lachen, Tanzen, Lebensfreude, allüberall bei diesen einfachen, armen Menschen, die unter sich noch stets ihre alten Chibcha-Dialekte sprechen und nur, wenn sich ein Fremder nähert, ins Spanische überwechseln.

Gestärkt steigen die Menschen bergaufwärts — wenn es der Beutel erlaubt, nimmt man auch die Bergbahn — zur Kirche auf der Spitze des Berges, um zur Virgen Monserrat zu beten.

Arme Indios, die da vor dem Altar kauern oder von der Terrasse versunken auf ihre Heimat schauen. Eine arme Heimat noch, deren unendliche Reichtümer der Hebung warten. Es gibt Smaragdminen, die der Eigentümer bewachen läßt, in der Hoffnung, eines Tages werde die Region durch Eisenbahn oder Straße erschlossen und er aus seiner Mine Reichtümer gewinnen.

Die industrielle Erschließung des Landes steht ja noch in den Anfängen. Kein Wunder, daß gerade das intellektuelle Proletariat immer stärker anwächst und Unruheherde bildet. Zukunftsträume werden in diesen Schichten geschmiedet, die immer wieder zu Revolutionen führen, die von politischen Agenten geschickt ausgenutzt werden.

In den unruhigen Zeiten erwacht im Kolumbianer das alte Indioblut. Dann ist man liberal oder konservativ. Hauptsache ist immer, für ein Ideal zu streiten. Wie sie oft wiederholen, «ist die Freiheit wichtiger als das tägliche Brot».

Freunde erzählten mir einen Fall, der mir typisch zu sein scheint. Einmal stieg der Direktor eines Konservatoriums aus einem Autobus, den eine Gruppe jugendlicher Liberaler erwartete. Man fragte jeden Fahrgast, nur «liberal, konservativ?» Der alte Herr, ganz in Gedanken versunken, erwiderte nur «Konservatorium». Nun, er hatte das Wort noch nicht beendet, schon fielen die Schüsse, und der Mann war tot. Erst später stellte man fest, daß er mit Politik überhaupt nichts zu tun hatte.

So ist das Leben dieser Regionen. Um nichts erregen sie sich, mit nichts geben sie sich zufrieden.

Jeder Kolumbianer ist ein König; wenn es sich aber darum handelt, sein Land zu verteidigen, dann sind alle einig.

Freunde haben mich beim Direktor des staatlichen Touristenbüros eingeführt. Im Vorzimmer erwartet mich eine wunderhübsche Mulattin und kredenzt mir einen duftenden Kaffee. Mein Lob versetzt sie in helles Entzücken, und sie verrät mir, die USA seien die größten Abnehmer, da man dort das Aroma des kolumbianischen Kaffees zu schätzen wisse. Gegenüber der Liebenswürdigkeit des Direktors, der mir sofort Wagen und Begleiter zur Verfügung stellen will, bin ich fast machtlos. Mit vielen Ratschlägen und Empfehlungen an Persönlichkeiten des kulturellen Lebens und einem gewaltigen Packen Bücher, die mir ein Bote ins Hotel nachschleppt, verlasse ich die gastliche Stätte.

«Museum des Goldes», das ist auch einer der Orte, die mir der Direktor empfahl. In den Kellerräumen der Staatsbank ist da ein Reichtum an Goldarbeiten der alten Indianer ausgebreitet, daß man aus dem Staunen nicht herauskommt. Mit einfachsten Instrumenten sind da Schmuckstücke in künstlerischer Vollendung angefertigt worden: die Tiere des Landes, Skorpione, Spinnen, Schlangen wie auch Figuren von Frauen und Männern. Aus allen Vitrinen funkelt und gleißt es von Gold und Edelsteinen. Riesige Werte sind ausgestellt, und doch ist die Überwachung so dezent, daß man sie nicht bemerkt.

Im Hotel erwartet uns dann nicht nur der Bote mit den Bücherpaketen, sondern auch ein Sekretär des Kultusministers mit einem Freund. Sympathischer Mensch, der Europa sehr gut kennt. Vor kurzem war er erst wieder in Paris. Er schwärmt von der Nacht, wo er einer hübschen Tänzerin soviel Blumen kaufte, daß sein Dollarvorrat arg zusammenschrumpfte. Der Pariser Aufenthalt wurde dadurch stark verkürzt, doch trotz alledem bleibt eine liebe Erinnerung an jene phantastische Nacht.

In Hamburg kurz darauf war er bei einer deutschen Familie zum Abendessen eingeladen. Mit echt kolumbianischer Großzügigkeit kam er nun statt um 8 erst um 10 Uhr an. Längst war das Essen beendet; es gab nur noch Bier, Wein, Likör und kleine Naschereien, indes sein Magen nach einem kräftigen Rumpsteak verlangte. O, diese exakten Deutschen, seufzte er noch immer.

Im Gespräch erzählte er, sein Freund, der Minister, habe ihn vor ein paar Tagen daheim angerufen, um ihm zu sagen, er sei sofort verabschiedet und brauche gar nicht mehr ins Ministerium zu kommen. Auf seine Frage: «Wie? Du sagst mir, ich soll gehen? ... Wohin soll ich denn gehen? Ich habe kein Einkommen, vor Hunger werde ich sterben...», habe ihm sein Freund nur gesagt: «Ist mir gleich. Von heute an bist du entlassen.» Gott sei Dank, daß ihm der Chefredakteur einer Zeitung, dem er dies telefonisch mitteilte, sofort vorschlug, bei ihm einzutreten.

Das ist eben auch Südamerika.

Auf einem Bummel durch die Stadt stieß ich auf ein fünfstöckiges Haus. «Buchhandlung Buchholz.» In den Fenstern wurde die Ausstellung eines dänischen Malers angezeigt.

«Libreria Buchholz», der Name war mir aus Lissabon bekannt. Nun, als ich eintrat, konnte ich wirklich Herrn Buchholz und seine Tochter begrüßen, die gerade aus Hamburg zurückgekehrt war. Ich wurde durch alle Etagen geschleppt, die von deutschen, englischen, französischen Büchern angefüllt waren, soweit die Wände nicht mit Bildern belegt waren.

Das kulturelle Interesse dieses Buchhändlers erschöpft sich nicht nur im Verkauf der Bücher und der Veranstaltung von Ausstellungen europäischer Künstler. Er gibt auch noch (als Verlustgeschäft sicherlich) eine Monatsschrift heraus, in spanischer Sprache, wo er zu modernen europäischen Kulturfragen Stellung nimmt.

In der wissenschaftlichen Abteilung traf ich einen älteren deutschen Philologen, der in der Nazizeit Deutschland verließ. Trotz aller Schwierigkeiten, die das Leben auch in Kolumbien mit sich bringt, war er zufrieden, brauchte er sich wenigstens nicht mehr um sein Leben zu sorgen.

Nun, die alte Vergangenheit ist leider auch in Kolumbien noch nicht überwunden. Das brachte mir Dr. Salomon zum Bewußtsein. Er brachte mir ins Hotel einige Nummern der deutschen Wochenschrift, die er herausgibt, mit. Und er zeigte mir Briefe, die in schlechtem Deutsch geschrieben — er brachte daraus in seiner «Kolumbianischen Post» auch Auszüge — ihm sagen, Hitler habe vergessen, ihn zu vergasen und andere Dinge, die man in «jenen herrlichen Zeiten» öfters hörte. Leider haben diese «alten Kämpfer(?)» noch immer die Feigheit von einst, nie ihren richtigen Namen anzugeben, sondern verstecken sich hinter Anonymität.

Wer ins Hotel Tequendama kommt, muß an einem Laden vorübergehen, in dem man allerlei Erzeugnisse des Landes feilbietet. Krokodilhäute, Schlangenhäute, Ponchos, Strohhüte und andere Heimarbeiten. Edel- und Halbedelsteine. Indianische Schnitzereien, die den guten Geschmack dieser Menschen draußen in den einsamen Dörfern verraten.

Der Inhaber des Ladens aber war, zu meiner Überraschung, ein Hannoveraner, der mir einen eingehenden Unterricht über Smaragde gab, von denen die einen ein Vermögen kosten, während die anderen nichts wert sind. Auch er, der seit Jahren im Lande lebt, liebt die Ruhe des Landes, wo er keinen Krieg und keinen Hunger zu fürchten hat, denn die Revolutionen fechten ja die Kolumbianer unter sich aus. Seine Meinung ist: «Wer arbeiten will und nicht auf den Kopf gefallen ist, wird immer sein Auskommen haben.»

Man könnte von Bogota noch lange plaudern, von seinen Menschen, den Sitten und Bräuchen, dem Kontrast zwischen alt und modern, doch Bogota allein ist nicht Kolumbien.

Abseits der großen Verkehrsadern liegen einsame Dörfer und Städtchen, in denen die Bewohner noch ihre alten Tänze tanzen und ihre alten Dialekte sprechen.

Rings um alte Kirchen, die wie von Kastilien hierher verpflanzt erscheinen, drängen sich armselige Häuschen wie ängstliche Schafe um ihre Mutter, sich vor den Unbilden der Stürme zu bergen.

In den einsamen Höhen haust der Kondor. Die ganze Stimmung dieser Gegenden lebt in den Dichtungen Pardo Garcias, dem «Dichter der Einsamkeit», dem Lyriker, der in feinsinnigen Reflexionen die Abgeschiedenheit der Savannen, «über die die Stürme des Schreckens und des Todes brausen», einzufangen versteht.

Cali, gleich wie Sevilla im fernen Spanien, verrät sich bereits von weitem durch den Duft der Tulpen und Akazien. Welch herrliches Tal, lachend und mit einem bunten Blütenteppich! Lau ist die Nacht, und von der Höhe des



Berges leuchten drei Kreuze, die die Bewohner einst errichteten, den Teufel abzuwehren, der sich von Spanien aus auf dem Weg hierher befinden sollte.

In kühner Konstruktion führt eine Bergbahn hinunter an den pazifischen Ozean, nach Buenaventura, dem einzigen Hafen Kolumbiens am Stillen Ozean.

Höher in den Bergen liegen Popoyan und Paste, nah der Grenze Ecuadors. Hier sind die gefährlichen Kurven der Andenstraße, die die große Prüfung bei der Südamerikafahrt darstellen.

Die Straße von Pasto nach Popoyan ist ein kühnes Unterfangen. An furchterregenden Schluchten zieht sich der Weg entlang. Welch Ingenieurleistung!

Auf der einen Seite fallen die Hänge 2000 Meter steil in die Tiefe. Auf der anderen Seite recken sich die Bergwände starr zum Firmament. Unter der steten Drohung der Vulkane Puracé und Sotará hat Popoyan sein altspanisches Gesicht bewahrt. Sebastian de Benalcazar erbaute vor 400 Jahren die ersten Häuser. Noch immer hat die Stadt inmitten großer Eichenwälder unter einem immer leuchtend blauen Himmel ihr aristokratisches, altspanisches Aussehen behalten.

Dies Milieu hat ihrem Sohn Guillermo Valencia den Stempel aufgedrückt. Kolumbiens großer Kritiker, Sanin Cano, der durch seine Professur in Oxford bekannt wurde, nannte Valencia «den Dichter mit der Stirn im Himmel, den Füßen im Schlamm, um alles zu sehen, nachzuempfinden und zu deuten».

In Valencia lebt die Seele Popoyans, so wie an seinen alten Herrenhäusern noch immer die alten Wappen glänzen.

Nest der Kondore, möchte man Manizales nennen, hoch oben in den Bergen. Basken aus Antioquia, die oft an die Küste wandern mußten, gründeten vor Jahrzehnten diese Stadt. Ihr Charakter lebt in ihr. Manizales wurde von seinen Gründern in den Felsen hineingebaut. Noch heute ist es beim Hausbau die schwerste Aufgabe, den Boden herzurichten. Straßen und Gassen steigen und fallen und schmiegen sich an die steilen Hänge der Berge an.

Bei Antioquia lockt nun das breite, offene Tal von Cauca mit seinen reichen Zuckerrohrpflanzungen, mit Minen und Fabriken.

In dieser freundlichen, reichen Umwelt lebt ein munterer, aufgeschlossener Bewohner. Medellin ist das große Zentrum dieser Region. Seine Universität hat einen weltoffenen Geist, den auch die offizielle Universitäts-Zeitschrift «Universidad de Antioquia» widerspiegelt.

Mich erwartet schon Prof. Mora Naranja, der Begründer der Universitätsbibliothek. Glühend heiß brennt die Sonne am Himmel, als ich vor seinem Haus stehe. Alle Fensterläden sind geschlossen. Siesta!

Beim Klopfen öffnet sich die Tür, und eine Dame bittet freundlich, einzutreten.

Man hat mich schon erwartet. «Sie sind Don Rodolfo? Einen Augenblick nur, Don Alfonso ist recht krank. Er will Sie aber auf jeden Fall begrüßen.»

Und da erscheint schon Professor Mora. Mit größter Herzlichkeit umarmt er mich und bemüht sich, sein schweres Herzleiden vergessen zu lassen. Die

Wände seines Hauses strotzen vor Büchern, auf allen Tischen breiten sich Zeitschriften der ganzen Welt aus. Ich muß wieder an den leider viel zu früh dahingegangenen mexikanischen Diplomaten und Humanisten, Mitbegründer der Unesco, an Alfonso Reyes denken, dem auch Goethe wie Shakespeare, die alten Griechen wie Indiens Philosophen vertraut waren. Universalbildung, die in unserer Zeit der Spezialisierung immer seltener wird.

Gerade die tiefe Kenntnis gestattet auch Professor Mora die verschiedensten Gesichtspunkte objektiv gegeneinander abzuwägen. Gesprächsweise bedauert er, daß er aus dem neuen Deutschland kaum Bücher und Zeitschriften erhält.

Nach dem Kaffee fahren wir mit dem Wagen in die nächste Umgebung Medellins. Mit uns fährt Frau Mora und die sympathische Schwiegertochter Luz, deren Bruder nächstens ins Kloster nach Walbersberg geht, um dort seine Studien zu beenden.

Auf einem Hügel vor der Stadt, der einen herrlichen Blick über Medellin und das Cauca gibt, finde ich ein Monument altindianischer Kultur. Eine Kostbarkeit in seiner einfachen und doch so ausdrucksvollen Gestaltung.

Bei der Rückfahrt kreuzen wir eine riesige Herde junger Pferde, die mit lauten Rufen von Indios, die hoch zu Roß die Herde umkreisen, angetrieben wird.

Freundlich grüßen die weiten Wiesen und Felder, die sich um alte Herrenhäuser legen. Sie zeugen vom Reichtum des Landes und auch ihrer Besitzer. Oft lebt nur ein Herr oder eine Herrin, umgeben von einer riesigen Dienerschar, auf diesen Besitzungen.

Am Eingang zur Stadt liegen auch die modernen Bauten der Technischen Hochschule, deren Aula und Eingangshalle von riesigen Wandmalereien bedeckt sind, die vom Leben der Bergleute, von ihrer Arbeit und ihren Nöten und Freuden künden.

Mit der Wucht ihrer Körper erinnert die Darstellungsweise an Diego Rivera und andere Mexikaner.

Überraschend ist dann die Bibliothek Piloto, die die Unesco in Medellin eingerichtet hat. Kaum habe ich die Schwelle übertreten, grüßt mich ein großes Plakat der Internationalen Theaterfestspiele in Paris. Ja, Dr. Lopis, der Leiter, war lange in Paris und ist noch der kolumbianische Mitarbeiter dieser Festspiele. Es gibt eine anregende Plauderei, während der wir von all den gemeinsamen Freunden, dem Direktor der Oper, Meister Julien, von Planson, dem künstlerischen Leiter und all den anderen, die da tätig sind, sprechen.

Die Bibliothek ist für die breite Masse gedacht. Es gibt einen Kinderlesesaal, in dem eine Mitarbeiterin sich emsig um die Kleinsten bemüht. So klein die Bibliothek nach europäischen Verhältnissen ist, für das Land stellt sie einen Kulturfaktor ersten Ranges dar.

Was in all diesen Ländern fehlt, sind ja nicht Universitäten — das intellektuelle Proletariat ist bereits viel zu stark; es bildet einen ständigen Herd sozialer Unruhe —, sondern *Volksschulen* und nochmals Volksschulen.

Dr. Lopez, von französischem Geist stark beeinflußt, setzt seine ganze Kraft ein, möglichst viel Jugendliche in die Leseräume zu holen. Er, wie seine Mitarbeiter, sind sich der Bedeutung ihrer Aufgabe voll bewußt.

Zur Mittagszeit erwartet uns Professor Mora im Klub der Professoren. Am Essen nimmt auch Dr. Montoro teil, ein sehr sensibler Dichter, der den literarischen Teil der größten Zeitung der Gegend «El Columbiano» leitet.

Sein menschliches Wesen wird mir erst später klar, als mir Kollegen erzählen, er habe die Frau eines Kollegen geheiratet, der durch einen Unglücksfall umkam, um den Kindern und der Frau seines engsten Freundes ein Heim zu geben.

Ein Bummel am frühen Morgen, ehe die Sonne auf die Straßen glüht, ist ein Genuß. Immer wieder kommen die kleinen Indiokinder und betteln «Señor, ein Foto... bitte, bitte», obgleich sie ihr Bild doch nie sehen werden. Will man ihnen dann einen Kupfer geben, so lehnen sie es freundlich ab. Sie nehmen ihren breitrandigen Cordobeser Hut ab und machen eine tiefe Reverenz, wie einst wohl die spanischen Galane.

Eines Nachmittags ging ich zur Kunstschule. Welch intensives Leben in den einzelnen Abteilungen. Die Musikgruppe hat einen jungen, energischen Leiter, der die Gitarre aufs feinste beherrscht. Die Finger scheinen wie verzaubert, wenn sie über die Saiten gleiten. Burschen und Mädchen seiner Klasse sangen Volkslieder, die so typisch den ernsten Charakter des Kolumbianers reflektieren.

Eine neue Überraschung erlebte ich in der Sektion der Maler und Bildhauer. Zunächst das Alter der Schüler und ihr Interesse an ihrer Arbeit. Vom zwölfjährigen bis zum bärtigen Dreißiger mühen sich alle, nach Modellen zu zeichnen oder zu modellieren. Seltsam, da steht in einer Ecke ein junger Bursche ganz nackt Modell, in einem abseitigen Winkel aber eine hübsche, junge Muttin, in deren Augen es funkelt und glitzert, über ihren Körper aber hat sie eine Decke geworfen. «Ja, die Religion», erklärte mir die Lehrerin, verbietet es, das weibliche Modell nackt zu sehen. Das Temperament des Südländers sei wohl daran schuld...»

Nun, ich forschte nicht weiter nach. Ich verstand es sehr gut.

Müde kam ich am späten Nachmittag ins Hotel zurück. Eine Fehlrechnung war es, wenn ich gedacht hatte, mich ausruhen zu können. Eine Schar Studenten — unter ihnen der Redaktor der Studentenzeitschrift — wartete, mit mir zu plaudern und zu diskutieren.

Warum nicht? Mit viel Vergnügen. «Ich bin immer bereit, mit der Jugend zu sprechen», wies ich die Entschuldigungen dieser jungen Menschen ab, mich von einer Siesta abzuhalten.

Eine reine Freude, diese Gesichter zu sehen, von denen so manche verrieten, daß diese Studenten nicht gerade reichlich zu essen hatten. Aus aller Augen leuchtete ein Feuer, alles zu wissen, alles zu erforschen, zu allem Stellung zu

nehmen. Europa, der Osten, alles fesselte sie, über alles hatten sie viel gelesen, wie ich aus ihren Fragen und Erwiderungen erkennen konnte. Oft sprachen alle auf mich ein. Für die meisten ist ja die Zukunft dunkel und schwer. Es bestehen nur geringe Möglichkeiten für die, die keine Bindungen haben, eine gesicherte Zukunft aufzubauen. Noch gibt es mehr Intellektuelle als Posten. Sie haben aber noch den Optimismus der Jugend, einer von ihnen, der mit Begeisterung von China spricht, meint: «Ich hoffe und wünsche, daß eines Tages auch bessere Zeiten für unser Land kommen.»

Sie sind Progressisten aus dem Elend heraus. China ist für sie eine Verheißung, um so mehr da es vielen von ihnen freie Reisen und Studienaufenthalte bietet. Wer dann zurückkommt, ist des Lobes voll von der Gastfreundschaft. Auch die Tschechoslowakei und selbst Ostdeutschland hat unter ihnen, durch die Berichte von Kommilitonen, die dort waren, guten Ruf.

Sie glauben mir nicht, wenn ich ihnen sage, vieles sei doch nur Propaganda. Die östlichen Länder haben gerade den ärmeren Studenten bisher eine Möglichkeit gegeben, die Welt ohne jeden Klassendünkel zu sehen. Und gerade diese Brüderlichkeit, mit der man sie aufgenommen hat, zieht diese jungen Menschen an. Zu groß ist allüberall in Südamerika der Unterschied zwischen reich und arm. Und der Reiche sieht meist nur geringschätzig auf den Armen herab. Unsere westlichen Diplomaten aber haben fast ausschließlich Bindung gerade zu diesen begüterten Klassen. Am meisten haßt man dabei die USA, denen man Einmischung in die inneren Verhältnisse vorwirft, und zwar immer nur zugunsten der Reichen. Übertreibung sicher; dies Gefühl jedoch beherrscht eben die Jugend, und man muß mit ihm rechnen. Bonn könnte da viel tun, denn der deutsche Name hat seit Humboldts Zeiten noch immer guten Klang, wie auch deutsche Wissenschaftler von ihnen gerade wegen ihrer Uneigennützigkeit verehrt werden.

Die Reichen dieser Länder gleichen meistens noch den alten spanischen Großgrundbesitzern, die geizig waren und nur Sklaven um sich duldeten.

In Medellin gab es einen Millionär, der eine arme Schwester auf dem Lande hatte. Er nahm sie in sein Haus, doch gab er ihr in seinem Palast das schlechteste Zimmer, dazu sagte er ihr: «Du kannst bei mir leben, doch mußt du im Hause mitarbeiten. Ich erspare dann einen Diensthofen.»

Jeden Abend kam der Bruder in ihr Zimmer, um zu sehen, daß sie nicht zu lange aufbliebe und Licht verbrauche.

Wie so manche Reichen wollte er es aber keinesfalls mit dem lieben Gott verderben. So schenkte er der Kathedrale eine neue Glocke, die er in Deutschland gießen ließ. Da nun aber keiner aus seiner Haut kann, mußte die Glocke tagelang vor der Kirche aufgestellt werden, damit jeder in der Stadt von dem Geschenk des Herrn Kenntnis nähme.

Mußte er in die Stadt, nahm er immer das gleiche Taxi. Eines Tages ließ er den Fahrer bei jedem Bekannten, den er sah, halten und rief durchs Fenster:



«Siehst Du, was für ein schönes Geschenk ich dem Fahrer gemacht habe? Das ist mein Strohhut, ein echter Panama!»

Nun, der Hut war bereits alt und abgenutzt. Als nun der Fahrer immer wieder halten mußte, stieg ihm die Galle hoch. Er nahm den Panama und warf ihn durchs Fenster auf die Straße. «Zum Teufel mit ihrem Panama!»

Der Alte konnte die Beleidigung einfach nicht fassen. Er glaubte, sie gelte dem Hut. Er stieg aus, hob den Hut wieder auf und murrte nur laut: «Du bist ein Verschwender! Du wirst nie einen roten Kupfer haben!»

Mit einem Briefmarkenhändler, der sagte, er sei in Hamburg geboren, seine Eltern aber seien Venezolaner gewesen, plauderte ich oft über die krassen Kontraste in diesen Ländern im Vergleich zu Europa. Gegensätze, die uns oft lächerlich erscheinen, die man aber berücksichtigen muß, will man wirklich in den Geist dieser Länder eindringen.

So erzählte er mir, er habe eine Braut, eine Witwe mit drei Kindern. Vor etlichen Jahren schon habe er sie in der Messe getroffen; sie hatten beide aneinander Gefallen gefunden. Aber sie hatte ihm sofort gesagt: «Du mußt zuerst mit Papa sprechen!» — «Wie? Mit Deinem Vater? Wie alt bis Du denn?» — «Dreißig Jahre.» — «Na, und da muß ich erst mit Deinem Vater sprechen?» — «Ja, ich bin Witwe.» — «Hast Du Kinder?» — «Ja, drei.» — «Und da muß ich zuerst Deinen Vater fragen?» — «Ja, so ist es. Wir sind hier so. Ich werde auch mit Vater sprechen. Stimmt er zu, so bin ich gern bereit, dich zu heiraten. Wenn nicht, so werden wir uns eben nach der Messe sehen.»

Das ist noch das Jahrhundert Isabellas von Spanien. Reiche, die nie aus ihrer Gegend herauskommen. So trifft unser Bekannter nun die Witwe seit Jahren nur zufälligerweise vor oder nach der Kirche, ohne daß der Vater es weiß.

Damals hatte er dem Vater telefoniert; dieser hatte ihn nur gefragt, ob er ein Auto besitze. Als er verneinte, forschte der Vater weiter, ob er wenigstens fahren könne. Als er auch das verneinte, wollte er wissen, wie hoch denn sein Bankkonto wäre. Als er nur ein bescheidenes Vermögen angeben konnte, schloß der Vater das Gespräch: «Ja, ich verstehe nicht, wie Sie es dann wagen können, mit meiner Tochter zu sprechen!»

Immer wieder ist man im Lande von den Kontrasten der Landschaft und der Menschen überrascht. In zwei Meeren spiegelt sich das vielfältige Gesicht des Landes. Tropischer Überschwang in den jungfräulichen Urwäldern, frisches, duftendes Gras in den weiten Tälern, keusches Weiß auf den hohen Berggipfeln, wo Adler und Kondore hausen. Unendliche Savannen, auf denen helle Cisten schimmern, mondüberflutete, einsame Hochflächen.

Barranquilla!

Oh, diese Sonne! Unendlich tiefbauer Himmel. Alles viel stärker, eindrucksvoller als in Andalusien, mit dem man es vergleichen möchte.

Unerträglich brennt die Sonne schon am frühen Morgen, daß man jeden Augenblick einen Sonnenstich befürchtet und von einem Händler zum anderen eilt, die auf den Straßen Obstsäfte und frisches Wasser anbieten. Mein Bekannter Adalberto del Castillo schien die Hitze viel weniger zu empfinden. Er schleppte mich von einem Bekannten zum andern. Zeitungsleute, Abgeordnete, Professoren.

Nicht umsonst gibt er seit Jahrzehnten die Monatszeitschrift «Civilizacion» heraus.

Bald lernte ich einen seiner Söhne kennen, der Rechtsanwalt und seit kurzem Abgeordneter der Provinz ist. Das Gespräch wandte sich rasch politischen Fragen zu, denn der junge Abgeordnete hat vorgeschlagen, die Kommunisten wieder zu den Wahlen zuzulassen. Er glaubt damit die von den Kommunisten geschickt geleitete Flüsterpropaganda, die Mehrheit des Volkes stehe hinter ihnen, am besten Lügen zu strafen. Seiner Meinung nach bilden die Kommunisten nur einen verschwindend kleinen Teil der Wählerschicht.

Um dieses Problem besser studieren zu können, ist es sein großer Wunsch, in Europa einmal die Brennpunkte dieser Gegensätze zu besuchen, die europäischen Erfahrungen zu studieren. Als jungen Advokaten und Familienvater, der nach hiesiger Sitte schon vier Kinder hat, ist dies für ihn wirtschaftlich nur schwer möglich. Unsre Pressedienste sollten solche Personen nicht übersehen, wenn sie Einladungen versenden. . .

Der Vater ist Liebhaber der Stierkämpfe. Ist es Sonntag und findet im nahen Cartagena ein Kampf statt, so lädt er die ganze Familie in seinen Kleinbus, und dann jauchzen und schreien enggedrängt all die kleinen Enkel barfuß und fast unbekleidet im Wagen.

Wenn die Menschen hier mit ihren Wagen einen kleinen Ausflug machen, halten sie es für vornehm, ja nicht auszusteigen, wenn sie vor einem Restaurant anhalten. Sie klatschen in die Hände, und der Kellner bringt ihnen die gewünschten Getränke oder Speisen an den Wagen.

Wandern und erleben, die Natur betrachten, das ist europäische Art. Nun hat allerdings dies Herumflanieren auch seine Schattenseiten. Wir sitzen froh auf der Terrasse eines eleganten Restaurants an der Stadtgrenze und freuen uns der kühlen Luft, die aus einem nahen Park kommt. Plötzlich stolzieren vor unseren Füßen wie eitle Pfauen zwei große Skorpione herum. Wir rücken unsere Stühle abseits. Auf allen Gesichtern ringsum sehen wir ein leises Lächeln. «O, diese Gringos!» Skorpione sind ihnen ja vertraut. «Wenn man sie nicht ärgert», sagen sie, «greifen sie nie an. Sind doch eigentlich ganz hübsche Tiere!»

Einmal in Barranquilla, wäre es unverzeihlich, nicht auch das nahe Cartagena aufzusuchen. Dort lebt im Schatten altehrwürdiger Steine Carlos Lopez. In seinem Werk verschmilzt diese aristokratische, ernste Vergangenheit, die heute etwas verblichen wirkt, zu fröhlicher Gemeinschaft mit unsrer lebendigen Gegenwart. In Lopez ist der Witz des Volkes wach. Immer bleibt er

«dem fröhlichen Lärm des Lebens» zugewandt. «O meine Rose... als Salat aß ich sie, vor einer Weile schon», lacht er spöttisch. Er weiß auch die kleinen Leiden des Alltags mit heiteren Rhythmen zu vergolden. In ihm spiegelt sich so recht Cartagena wider, mit seinem ewigen Sommer, wo das ganze Jahr über sich die Menschen in den Wellen des Meeres tummeln.

Abends bummelt man zum Kloster San Pedro, das die Erinnerung an den großen Apostel der Negersklaven aufrechterhält. Aus Tarragona, wo er 1602 in den Jesuitenorden eintrat, kam Pedro Claver. Und hier, in dieser Welt der Blumen und Blüten, wo alles in Sinnenlust lockt, folgte er unbeirrt und einsam seiner Via crucis. Gilt Las Casas als der Apostel der Inder des Karibischen Meeres, so ist Claver jener der afrikanischen Sklaven, die die Indios nach deren Aussterben als Plantagenarbeiter ersetzten. Mehr als 400 000 Neger soll Claver getauft haben. Voller Liebe nannte er sie nur «mis morenos», meine Braunen.

Die Kirche ist ein riesiger Renaissancebau. Rings um die Kuppel zieht sich in großen vergoldeten Lettern die demütige Losung «Der Sklave der Sklaven». Die Zelle, in der Claver lebte und starb, schaut aufs Meer. Von hier aus sah er die Sklavenschiffe in den Hafen einlaufen, und dann machte sich Claver auf seinen Weg, Trost zu spenden.

Unvollständig aber wäre das Bild des Landes, wollte man nicht auch der Fieberatmosphäre der tropischen Urwälder längs des Magdalenenstromes gedenken, die in einem Dichter wie Rivera ihren Gestalter fanden, der diese «tragisch schöne Vision des Lebens und der Dinge» in erschütternden Versen aufsteigen läßt.

«Ich bin ein reicher Strom, und im Strom des Mittags  
ziehen meine Wasser dahin, Spiegel der Landschaft ringsum.  
Im tiefen Murmeln meiner kecken Wogen hört man die feierliche Stimme des  
fernen Urwalds.  
Die Sonne wiegt sich im Schimmer meines frischen Schaumes,  
und aufgeplustert im Wind das klingende Federkleid  
schwebt des Abends, triumphierend und wild,  
ein Adler über meine scharlachrot brennenden Wogen.»

In seinem Roman «La Voragine» stellte Rivera für die Welt in eindrucksvollen Bildern die stolze, unberührte Schönheit der Landschaft in ihrer barbarischen Größe dar.

Kolumbien, Land, das sich in zwei Ozeanen spiegelt, Land der Gegensätze, wo die kosmischen Stimmen undurchdringlicher Urwälder und breiter, leuchtender Ströme wechseln mit unwegsamen Gebirgen, die ihre funkelnden Gipfel dem Himmel entgegenrecken, und glühenden Steppen, in denen nur vereinzelt Hirten anzutreffen sind. Und wieder rauhe, einsame Hochebenen, über die kalte Stürme brausen, in raschem Wechsel zu blütenübersäten Tälern.

Es ist die reiche Harmonie der Mutter Natur, die auch in den Herzen der Menschen die Liebe zur Schönheit und zur Heimat weckt und den Wunsch, sie in beschwingten Versen zu besingen.

Dieser Geist ließ auch Rufino Blanco Fombona, den ewigen Emigranten infolge seines liberalen Geistes, die Sehnsucht der Jugend in kurze Worte fassen. Einer Jugend, die, nachdem die politische Freiheit von Bolivar und San Martin erkämpft war, jetzt für den eigenen geistigen Ausdruck ringt, wo sich europäische Züge, die die Spanier ins Land brachten, mit dem großen Erbe der autochthonen Indios vereinen werden. Fombonas Bekenntnis —<sup>1</sup> obwohl er aus dem Nachbarland stammt — zu der Heimaterde, zur Erde Südamerikas, ist das Bekenntnis der ganzen Jugend Südamerikas. Nur wer dies erkennt, wird Südamerika verstehen:

«Ich liebe Amerika, unser Amerika, und wenn es auch arm, indianisch, barbarisch, voller Läuse und mit Lepra behaftet ist... ich liebe es!»

### *Panama — «ein fischreicher Ort»*

«Hallo! Hallo! Tocuma! Aeropuerto de Panama!»

Schon rollte die Maschine über das Flugfeld. Heißer Tropenschauer prasselte auf uns nieder, als wir die Rolltreppe hinabeilten. Augenblicklich waren wir patschnaß. Der guten Laune tat es keinen Abbruch, denn dieser heiße Regen war so angenehm, und die Sonne brannte schon wieder und trocknete im Nu unsere Kleider am Körper. Übers Karibische Meer waren wir von Barranquilla gekommen. Wir hatten das lange «S» abgeflogen, das die Republik Panama bildet. In Indiosprache heißt Panama «fischreicher Ort». 770 km lang und zwischen 50 und 100 km breit liegt diese kleine Republik in den Tropen, die ihr Klima bestimmen. Mit ihren 74 000 km<sup>2</sup> ist sie etwas kleiner als Österreich, doch hat sie nur etwa eine Million Einwohner, so daß auf den Quadratkilometer nur 9 Einwohner kommen. In Österreich sind es 81. Meist sind es Mestizen und Neger; auch der chinesische Bevölkerungsteil nimmt rapid zu. Sehr gebirgig erhebt sich das Land an der Grenze Costaricas mit dem Vulkan Chiriqui bis zu 3433 m Höhe.

Noch immer ist Panama ein Stachel im Fleisch Kolumbiens, das spürten wir in der Unterhaltung mit einem alten kolumbianischen Kaufmann. Die Trennung, die Panama am 3. November 1903 unter Einfluß der USA vollzog, hat Kolumbien noch nicht überwunden. Panama hatte sich ja 1821 nach der Unabhängigkeitserklärung Kolumbiens angeschlossen.

Panama, das ist in der Welt weniger der Kaffee, die Bananen oder die Perlen, die das Land exportiert. Es sind die vielen Schiffahrtsgesellschaften, die der Steuerbegünstigungen wegen die Flagge Panamas über die Meere tragen. Es ist der Kanal...



1502 von Kolumbus entdeckt, war der Isthmus rasch der gewöhnliche Weg spanischer Konquistadoren, nachdem Balboa 1513 als erster die schmale Landenge durchquert hatte.

Seit damals tauchten immer wieder Pläne auf, hier für Schiffe eine Durchfahrt zu schaffen. Schon 1518 unterbreitete der Portugiese Galvão Kaiser Karl V. Vorschläge, und auch Humboldt arbeitete 1804 fünf Lösungen aus. Doch erst Lesseps begann 1870 mit der Durchführung. Ein Finanzskandal verhinderte die Beendigung des Werkes, 1903 kauften die USA dann den Franzosen die Kanalrechte ab, und am 15. August 1914 wurde der Kanal in Betrieb genommen.

Der Kanal war auch die Ursache der Trennung Panamas von Kolumbien, das die Forderung der USA auf Abtretung der Kanalzone nicht billigen wollte. Unter dem Einfluß der USA erhoben sich Panamenser und erklärten die Selbständigkeit, die sofort von Frankreich und den USA anerkannt wurde. Schon am 18. November 1903 überließ die neue Republik Panama den USA die Kanalzone. Erst 1948, im Verlauf seiner neuen Freundschaftspolitik, gab die USA ihre Stützpunkte in der Zone auf. Inzwischen war auch in Panama der Nationalstolz erwacht, der sich, wie überall in Südamerika, gegen Einmischungen der USA wandte.

Auf der Fahrt vom Flughafen zur Stadt prägt sich jedem unvergeßlich ein, wie stark sich hier die noch immer lebendige spanische Kolonialzeit mit amerikanischen Hochbauten mischt. Ein Bummel durch Panamas Straßen zeigt das vielfältige Gemisch der Bevölkerung. Weiße, Mestizen, Neger, Chinesen, Indier. Ein Ausflug ins Land bringt uns in Berührung mit den reinen Indios auf den Inseln und in der abgelegenen Provinz Darén.

Amerikanischer Einfluß ist vor allem in der Kanalzone spürbar. Da erheben sich inmitten grüner Rasenflächen hübsche Villen, und auf Schritt und Tritt stößt man auf Kirchen und Kapellen der vielen amerikanischen protestantischen Sekten, die auch im Staat Panama selbst, obwohl die Bevölkerung zu 90 Prozent katholisch ist, ihre Missionen betreiben, vor allem in der armen Bevölkerung.

Plötzlich stehen wir am alten Hafen. Unsre Blicke schweifen über die kleinen Wellen. Da senkt sich unvermittelt eine dunkle Wolke von großen Rabenvögeln auf Dächer und Segler. Gerade sind die Fischer heimgekehrt, und nun suchen sich diese Riesenvögel ihre Nahrung aus der reichen Fischbeute zu ergattern — Berge von Fischen türmen sich allerorten, und die Bootsinhaber preisen den Reichtum des Meeres an. Stolz spazieren dazwischen die Geiervögel und huschen hurtig alte, schmutzige Katzen.

Überraschend die Freundlichkeit der Mestizenbevölkerung. Nie erlebte ich, daß sich eine Hand nach einem Almosen ausstreckte, wenn man um eine Auskunft bat. Kinder begleiten uns auf allen Wegen. Sie betteln, wir sollen sie fotografieren, obwohl sie wissen, daß sie ihre Foto nie sehen werden. Vor

Freude klettern sie dann auf die Bäume, um uns kleine Papageien zu fangen. Mit Mühe nur können wir sie überzeugen, daß es unmöglich ist, diese Vögel auf die lange Reise nach Europa mitzunehmen.

Der Überraschungen ist kein Ende. Da suche ich einen Rechtsanwalt auf, der «El Pais», eine Zeitung für die Arbeiter herausgibt. Das Büro ist am Hintereingang des Präsidentenpalastes. Wie ich erfahre, ist der Advokat auch einer der Sekretäre des Präsidenten. Ein kahler Raum, doch meine Augen weiten sich, als ich an einer Wand ein großes Bild Stalins entdecke. Wieder einmal ist Südamerika so ganz anders als Europa. Man ist Progressist und zugleich Traditionalist. Progressist aus alter Abneigung gegen die Yankees, konservativ aus alter Tradition.

Der Advokat ist gerade von einer Reise durch Westdeutschland zurückgekehrt. Wir plaudern bald von Fragen, die Panama interessieren. Man muß vor allem das Analphabetentum beseitigen, das trotz Schulpflicht noch über 30% beträgt. Es gibt zwar 950 Volksschulen mit 3400 Lehrern, 20 höhere Schulen mit 450 Professoren, 60 Berufsschulen mit 890 Lehrern und eine Universität mit 86 Dozenten. Doch reicht dies nicht aus, um wirklich die breiten Massen geordnet unterrichten zu können.

Es ist die Not aller südamerikanischen Länder. Volksschulen und Volksschullehrer fehlen. Wie in all diesen Staaten existiert eine hochgebildete Schicht, die dem Vergleich mit jedem europäischen Intellektuellen standhält. Natürlich beherrscht diese Schicht die Diplomatie und obere Verwaltung. Wer möchte schon bei der geringen Bezahlung draußen in weltentlegenen Dörfern tätig sein, wo außer innerer Befriedigung keinerlei Anerkennung zu erwarten ist?

Dabei ist die Bevölkerung aufgeschlossen, wie mir ein Blick in die literarische Produktion und in Kunstaussstellungen zeigte.

Die zweite wichtige Frage ist die Erschließung der Landwirtschaft. Noch sind zwei Fünftel des Bodens unerschlossen. Um diesen Komplex in Angriff zu nehmen, wurde 1953 das Instituto de Fomento gegründet und ein Sechsjahresplan aufgestellt. Bis heute machen Bananen 70% der Ausfuhr aus. Von diesen werden 90% von der amerikanischen Gesellschaft United Fruits geerntet.

Die Abhängigkeit allein von den Kanaleinnahmen ist ein großes Hindernis für die weitere Entwicklung des Landes.

Während wir durch die Umgebung fahren, erzählt mir der Advokat von seinem Frankreichaufenthalt. Er hatte seiner Mutter versprochen, ihr aus Lourdes eine Flasche Wasser mitzubringen. So nahm er allein deswegen zwei Nächte Bahnfahrt auf sich, er der Progressist. . .

Langsam bummeln wir die Hauptstraße hinunter zur alten Kathedrale, die mit ihrem wuchtigen Bau 1776 vollendet wurde. Ihr gegenüber liegt der Bischofssitz. Einige Kinos auf dem Wege zeigen in ihren Programmen den Ein-

fluß der USA. Im ganzen Lande gibt es etwa 60 Kinos. Lang zieht sich am Ende der Hauptstraße die Mole entlang. An ihrem Ende thront auf hoher Säule ein Hahn. Weit schaut er übers Meer, wo in der Ferne die großen Überseeriesen dem Kanal zudampfen.

Aus der Stadt klingt die fröhliche Marschmusik jugendlicher Gruppen, die sich zum Dienst für ihr Land vorbereiten. Auch in Panama ist der Nationalstolz erwacht und duldet keine fremde Einmischung mehr. So mahnt am Eingang zum Stadtzentrum, dem Bahnhof gegenüber, ein großes Monument: «Nicht Millionen, nicht Almosen, allein die Freiheit lieben wir!»